

Das Schulwesen im Münstertal

Die Schul- und Bildungspolitik in den 1950er-Jahren

Die 1950er-Jahre sind den Menschen des 21. Jahrhunderts vor allem als das Jahrzehnt des Wiederaufbaus und des „Wirtschaftswunders“ bekannt. Doch waren auch die Auswirkungen der mehrjährigen Besetzung durch die französische Siegermacht in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts noch vielfältig spürbar.

Vor allem die Bildungspolitik war noch äußerst konservativ ausgerichtet. Man griff in den schulischen Bildungsplänen in vielen Bereichen zunächst auf die Zeit vor der NS-Herrschaft, in die Zeit der Weimarer Republik zurück, hielt stark an konservativen Rollenbildern fest.

Das hieß unter anderem, dass man der Bildung der Frauen nicht die Bedeutung schenkte, wie sie in den 1960er-Jahren selbstverständlich wurde. Die Mädchen wurden auf ein Leben als Mutter und Hausfrau, die Buben auf ihre Rolle als Ernährer der Familie vorbereitet.

Noch im Jahre 1954 kam es im Bonner Bundestag zu einer vielbeachteten „Gleichberechtigungsdebatte“. Die Abgeordneten standen zwar formal zu der im Grundgesetz von 1949 verankerten Gleichberechtigung von Mann und Frau. Doch wurde klargestellt, dass „die erste und vornehmste Aufgabe der Frau die Haushaltsführung und die mütterliche Fürsorge für die Kinder“ sei. Zum Beruf berechtigt sei die Frau nur, wenn ihre Pflichten als Mutter und Gattin nicht verletzt würden. Doch wenn in dieser Sache die Ehepartner unterschiedlicher Auffassung waren –dies wurde im Bundestag mehrheitlich festgehalten- so falle dem Mann die Entscheidung darüber zu.

Auf diesem politisch-gesellschaftlichen Hintergrund der frühen Nachkriegsjahre ist die schulische Erziehung und Bildung der Mädchen zu verstehen.

Dem Handarbeits- und Kochunterricht der Mädchen kam deshalb große Bedeutung zu. Buben nahmen daran nicht teil, sie hatten dafür mehr Rechen- und Sportstunden als die Mädchen.

Auch in der Kleidung der Mädchen zeigte sich die konservative Ausrichtung. Hosen zu tragen war den Mädchen nicht erlaubt. Sie trugen ganzjährig Röcke und Kleider. Nur in den Wintermonaten war ihnen eine Trainingshose unter dem Rock erlaubt.

In den ländlichen Gemeinden besuchte ein Mädchen nur selten eine höhere Schule. Der Bildungsweg endete für sie meist mit dem Volksschulabschluss. Danach gingen die Mädchen „in Stellung“ in fremde Haushalte und heirateten möglichst bald.

Doch begannen in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts –auch bedingt durch die Ansiedlung der beiden Firmen „Gubor“ und „Wäschetruhe“- zunehmend mehr Münstertaler Mädchen mit einer beruflichen Ausbildung. Die häufigsten Berufswünsche waren Büroangestellte, Verkäuferin, Friseurin, Schneiderin/Näherin und Arzthelferin. In vielen Fällen endete die nachfolgende Erwerbstätigkeit allerdings mit der Verheiratung oder spätestens mit der Geburt des ersten Kindes.

Aber auch unter den Buben besuchten im Münstertal nur diejenigen eine höhere Schule, die Pfarrer Hermann Meier für ein späteres Theologiestudium vorgesehen hatte. Das nächstgelegene Gymnasium war in Freiburg. Der Besuch der Schule war nur über einen Internatsaufenthalt möglich. Einige wenige Buben und Mädchen besuchten in den 1950er-Jahren nach der vierten Klasse das Progymnasium in Staufen, das bis zur „Mittleren Reife“ führte.

Die meisten männlichen Jugendlichen bereiteten sich nach dem achtjährigen Besuch der Volksschule auf einen handwerklichen oder -in geringerem Umfang- einen kaufmännischen Beruf vor oder strebten eine Tätigkeit in den Fabriken des Tales oder im Gemeindewald an. Nur wenige besuchten eine zwei- oder dreijährige Vollzeit-Handelsschule.

Die Gesellschaft in den 1950er-Jahren war noch sehr hierarchisch geprägt. So herrschten auch in den Schulen noch strenge autoritäre Strukturen vor. Die Prügelstrafe war sowohl in der Schule wie im Elternhaus an der Tagesordnung.

„Sei hübsch ordentlich und fromm...“

Körperliche Strafen waren in den 1950er-Jahren ein legitimes Erziehungsmittel

„Konrad sprach die Frau Mama...“, wer kennt nicht die dramatische Daumenlutscher-Geschichte aus dem „Struwwelpeter“? Weil alle Drohungen nichts nutzen, kommt ein Schneider mit einer großen Schere und schneidet dem armen Konrad beide Daumen ab. Der Autor dieser Zeilen war bei der Abschlussfeier des Kindergartens gar der Hauptdarsteller dieses Stückes und hatte über Jahre hinaus keine besonders guten Erinnerungen an diese –aus heutiger Sicht- schaurige Geschichte.

Noch in den 1950er-Jahren nannte man es „körperliche Züchtigung“ und es gehörte ganz selbstverständlich zur Erziehung von Kindern dazu: das Prügeln.

Eltern, Lehrer und Priester - es waren unangefochtene Autoritäten - taten das, was sie in den meisten Fällen auch selbst von ihren Erziehungsberechtigten erfahren hatten: Sie schlugen zu. Und mussten sich dafür nicht rechtfertigen, es war allgemein Brauch, gesellschaftlich sanktioniert.

Die Körperstrafen hatten über Generationen zusammen mit religiösen Vorstellungen eine eigene Bedeutung entwickelt. „Wer nicht hören will, muss fühlen“.

Kinder wurden als Wesen angesehen, die leicht der Sünde verfallen könnten. Regelverletzungen wurden deshalb sehr ernst genommen, weil sie als Ausdruck eines schlechten Charakters galten, der nur durch harte Strafen gebessert werden konnte.

So war noch in den 1950er- und 1960er-Jahren die Prügelstrafe das häufigste Erziehungsmittel -sowohl in den Familien wie in der Schule.

Schläge auf den Hosenboden („Hosenspannis“) oder auf die ausgestreckte Hand („Tatzen“) zählten noch zu den „milderen“ Strafen. An der Tagesordnung waren auch schallende Ohrfeigen, „Kopfnüsse“, das Ziehen an den Ohren, Haaren oder Zöpfen oder das „Pfetzen“ in die Backen. Zum Einsatz kamen neben der Hand auch der Rohrstock, das Lineal oder die Rute, zu Hause auch der Teppichklopfer.

Angesichts mancher Auswüchse kam man Ende der 1950er-Jahre zu der psychologischen Erkenntnis, dass das Verprügeln der Kinder für deren körperliche und seelische Entwicklung schädlich sei. Gut ein Jahrzehnt später schafften die meisten Bundesländer (Baden-Württemberg im Jahre 1970) die „Prügelstrafe“ ab. Doch taten sich manche Lehrkräfte mit der Abschaffung der „Prügelstrafe“ noch lange schwer, diese für sie traditionelle Erziehungsmethode aufzugeben.

Zum Thema „Prügeln in der Schule“ schrieb die „Badische Zeitung“ in einem Kommentar vom September 1957: *„Selbst wenn man grundsätzlich gegen den Stock und der Meinung ist, dass erst mal alle anderen Erziehungsmethoden angewandt werden sollen, gibt es doch wohl hier und da Fälle, in denen eine Tracht Prügel wesentlich mehr Eindruck macht als alle guten und mahnenden Worte“.*

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Schülergeneration der 1950-Jahre in allen Münstertäler Schulen den Rohrstock oder die Tatzen der strengen Lehrerinnen und Lehrer (auch die Pfarrer und Vikare machten da keine Ausnahme) am eigenen Leib kennen gelernt haben, wobei die Buben meist strenger bestraft wurden als die Mädchen.

Das Schulsystem der 1950er-Jahre in der Region

Trotz anderweitiger Bemühungen der französischen Besatzungsmacht setzte sich in Baden und ab 1952 im neugegründeten Bundesland Baden-Württemberg das dreigliedrige Schulsystem wieder durch. Jede noch so kleine Ortschaft besaß eine achtjährige Volksschule. Sehr oft war es eine „Ein-Lehrer-Schule“. Aufgrund der Weitläufigkeit und der großen

Höhenunterschiede innerhalb der Gemeinden unterhielt die Gemeinde Untermünstertal zwei Volksschulen („Ziegelplatz“ und „Rotenbuck“), die Gemeinde Obermünstertal gar deren vier. („Krumlinden“, „Spielweg“, „Neuhof“ und „Stohren“). In Staufen bestand seit 1890 eine „Bürgerschule“ bis zum Jahre 1954. Sie umfasste vier Klassen. Mit dem Neubau des „Lilienhofschul“-Gebäudes Mitte der 1950er-Jahre konnte die Schule auf sechs Klassen erweitert werden und erhielt den Status eines „Progymnasiums“. Nach zehnjährigem Schulbesuch konnten die Absolventen ein weiterführendes Gymnasium besuchen.

Es waren in den 1950er-Jahren nur wenige Münstertäler Kinder (aufgrund der Verkehrsanbindung meist Kinder aus Untermünstertal), die das Progymnasium in Staufen besuchten. Die nächsten Gymnasien waren in Freiburg und Müllheim. Verkehrstechnisch war für Münstertäler Schüler Freiburg besser zu erreichen. Aber auch das war sehr umständlich und zeitaufwendig, sodass zumindest in der ersten Hälfte des Jahrzehnts die wenigen Münstertäler Gymnasial-Schüler in Internaten lebten.

Es gab auch noch keine „Förderschulen“ in unserer Region. Leistungsschwächere Schüler, die eine oder mehrere Klassen wiederholen mussten, verblieben in der „Volksschule“. Ihre Schulzeit verlängerte sich dadurch aber nicht. Sie mussten die „Volksschule“ unter Umständen -je nach Anzahl der Wiederholungen- nach dem Besuch der siebten oder gar schon nach der sechsten Klasse verlassen. Eine Verlängerung des Volksschulbesuches bis ins 15./16. Lebensjahr war zu dieser Zeit nicht vorstellbar. Spätestens mit vierzehn Jahren musste man in den Arbeitsprozess eingegliedert werden. Erst im Jahre 1957 wurde in Staufen eine so genannte „Hilfsschule“ für minderbegabte Kinder eingerichtet. Aus verkehrstechnischen Gründen (Schulweg mit der Eisenbahn) kam aber auch diese Schule höchstens für Kinder aus dem unteren Münstertal in Frage.

Das dreigliedrige Schulsystem blieb erhalten, doch kam Bewegung in die Form der Wissensvermittlung (Didaktik). Dem traditionellen und autoritär geführten „Frontalunterricht“ setzte man den „Gruppenunterricht“ entgegen. Die Wahl der Unterrichtsform war dem Lehrer freigestellt. Auch konnte er den Stoff eines einzelnen Faches gleichmäßig auf das ganze Schuljahr verteilen oder im „Epochenunterricht“ bündeln. Nach 1955 unterrichteten manche Münstertäler Lehrkräfte im Erstleseunterricht nach der traditionellen „ABC-Methode“, andere wiederum bevorzugten die neu entwickelte „Ganzwortmethode“.

In der nächsten Woche: *Das Schulwesen im Münstertal: Die Umsetzung der Lehrpläne*